

2 Verortung des Projekts im wissenschaftlichen Diskurs

„In learning how to pursue their own theoretical and empirical interests in ways that connect them with rather than separate them from the larger collectivity, researchers may find their own experience of alienation reduced.“

Mishler 1986: 141

Im folgenden Kapitel möchte ich meine Forschung im wissenschaftlichen Diskurs verorten, wobei ich auf die beiden Themenstränge fokussiere, die mir wesentlich erscheinen: die Forschung zu internationalen Interventionen und die Forschung zu beruflichen Identitäten von in diesem Rahmen Tätigen. Beide Themenstränge befassen sich aus unterschiedlichen Perspektiven den Zusammenhängen von internationalen Interventionen in Krisen und Konflikten, Leben und Arbeit in diesem Szenario sowie Berufsbildern von und Beziehungen zwischen Intervenierenden zu.

Neben der Vergewisserung, nicht allein dazustehen, wie Elliot G. Mishler (ebd.) andeutet, ist diese Verortung im wissenschaftlichen Diskurs aus zweierlei Gründen sinnvoll und notwendig. Zum einen haben die im Folgenden dargestellten Diskussionsstränge mein Forschungsinteresse informiert und auch geformt. Zwar dient die Literatur im Rahmen eines *Grounded Theory*-orientierten Vorgehens explizit nicht dazu, einen konzeptuellen Rahmen – eine ‚Forschungslücke‘, sinnvolle Hypothesen, Leitlinien für mögliche abhängige Variablen – abzuleiten. Aber sie spielt eine begleitende Rolle, so Breuer in Bezug auf Strauss/Corbin (1996: 33-40): „Sie kann die theoretische Sensibilität der Forscherin anregen [...] sie kann Fragen anregen, die bei der Datenerhebung nützlich sind; sie kann Hinweise für eine sinnvolle Stichprobenzusammenstellung geben.“ (Breuer 2009: 57) Eben so möchte ich die im Folgenden zusammengefasste wissenschaftliche Literatur verstanden wissen – eine vielgesichtige Begleiterin während meines Forschungsprozesses, die mir Vokabeln an die Hand gab, die Ideen und Dinge greifbar machte und die sich im Laufe des Prozesses (bei) der Interpretation und Analyse des empirischen Materials als

fruchtbar erwies.¹ Entsprechend möchte ich hier vor allem die Grundlinien der relevanten wissenschaftlichen Debatten aufzeigen. Detaillierte Querverweise und konkrete Anknüpfungspunkte hebe ich für die inhaltlichen Kapitel auf, wo sie mir am ehesten fruchtbar und gewinnbringend scheinen, um meine eigenen Interpretationen in Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Diskurs zu stellen und in der Analyse gewonnene Konstrukte zu kontrastieren bzw. zu stärken.²

Kenntnisse von und ein Bewusstsein über diese wissenschaftlichen Diskurse waren zum anderen auch deshalb wichtig, weil ich erwarten konnte, dass sich meine Interviewpartner darauf beziehen. Die entsprechenden Hinweise von Adele Clarke zur Bedeutung von Diskursen in Situationen (Clarke 2005, 2012) bestätigten insofern, was ich auf den zuvor erwähnten Tagungen erlebt hatte. Als Expertinnen und Experten in spezialisierten Arbeitsfeldern verwendeten die Teilnehmenden vielerlei Fachbegriffe und verwiesen auf Debatten, bei denen es für mich als Interviewerin später wertvoll war, Verstehen signalisieren zu können anstatt nachzufragen (auch Selbstverständliches zu hinterfragen hat seine – zeitlichen – Grenzen). Entsprechend begriff ich das, was ich las, als einen potenziell maßgeblichen diskursiven Rahmen und damit, wenn man so will, sowohl als das potenzielle Bühnenbild, eine große Deutungsfundgrube der von mir Befragten als auch als Ressourcenpool für meine eigenen Interpretationen im Anschluss an die Gespräche.³

Doch zunächst sollen die Erkenntnisse, Ergebnisse und Überlegungen der Kolleginnen und Kollegen als eine Art Kulisse dienen, vor der ich dann im anschließenden Kapitel beginne, mein eigenes Projekt aufzustellen – eine Kulisse, die aufzeigt, was die Wissenschaft schon zu wissen glaubt und an der ich deutlich mache, zu welchen Forschungsfeldern meine Arbeit einen Beitrag leistet.

-
- 1 In guter *Grounded Theory*-Tradition (siehe Clarke 2012: 105) ziehe ich neben wissenschaftlicher Literatur vereinzelt auch anderes diskursives Material wie journalistische Artikel, Romane oder Filme heran, von dem ich glaube, dass es „innovative Sichtweisen des Themas sowie Begriffe und Schilderungen von Subtilität und Differenziertheit [enthält], die zur Schärfung der theoretischen Sensibilität und zu produktiven Untersuchungsideen“ (Breuer 2009: 57) beitragen.
 - 2 Denn, so Strauss/Corbin, es ist zwar ratsam, mit Hintergrundwissen in die Forschung einzutreten, dieses anzuerkennen und zu nutzen, aber man sollte sich in seiner Kreativität nicht von Literatur und Wissen ersticken lassen (Strauss/Corbin 1996: 33).
 - 3 Auch Judith Heusinger stellt bei ihren Interviews mit EZ-Mitarbeitenden fest, „dass die Expert_innen – unabhängig vom spezifischen kulturellen Kontext und Arbeitsbereich, in dem sie agieren, – auf gleichbleibende symbolische Drehbücher zurückgreifen und stets gleiche weltkulturelle diskursive Skripte bedienen. Immer wieder tauchen Schlagworte wie Partizipation, Capacity Building, Local Ownership, Facilitation, usw. in den Interviews auf.“ (Heusinger 2014: 19)

2.1 INTERNATIONALE INTERVENTIONEN IN RÄUME (EHEMALS) BEWAFFNETER KONFLIKTE

Der erste, für meine Arbeit zentrale wissenschaftliche Diskurs ist der zu internationalen Interventionen in Räume (ehemals) bewaffneter Konflikte. Nach einer Zusammenfassung der großen Linien dieses Diskurses, was solche Interventionen ausmacht und wie sie funktionieren (2.1.1) fokussiere ich mit Blick auf meine Fragestellung auf die soziologische Interventionsforschung unter dem Stichwort „Interventionskultur“ (2.1.2). Abschließend gehe ich darauf ein, wie Interventionsakteure bislang in und von der Forschung kategorisiert werden, welche Rolle ihnen in *Peacebuilding*-Prozessen zugeordnet wird und wie ihre Beziehungen zueinander beschrieben werden (2.1.3).

2.1.1 Internationale Interventionen: Was ist das, funktioniert es und wie geht es besser?

Die wissenschaftliche Debatte rund um internationale Interventionen in Räume (ehemals) bewaffneter Konflikte entwickelte sich, ähnlich wie das empirische Phänomen, Mitte der 1990er Jahre und nahm unter den Schlagworten *Peacebuilding*, *Statebuilding*, *Nationbuilding* zügig Fahrt auf. Beiträge kamen und kommen vor allem aus der Politikwissenschaft und dort schwerpunktmäßig aus den Internationalen Beziehungen bzw. der Friedens- und Konfliktforschung, weshalb politikwissenschaftliche Begriffe und Theorien wie Staatlichkeit, *Governance* u. Ä. dominieren. Darüber hinaus beteiligen sich angrenzende Disziplinen wie die Sozialwissenschaften, Rechtswissenschaften, Geografie u. Ä. Erforscht und diskutiert wird, wie sinnvoll solche Interventionen sind (dazu gehört, was vor Ort konkret und tatsächlich passiert, ob es funktioniert und wie man es besser machen kann), wie legitim solche Interventionen sind und wer an ihnen warum und in welcher Funktion beteiligt ist.

So stand für viele zunächst die Frage im Vordergrund, wie genau sich ‚Frieden‘, ‚Staatlichkeit‘ und ‚Nation‘ definieren und operationalisieren lassen. Dass der Begriff *Statebuilding* oft im selben Atemzug wie *Peacebuilding* verwendet wird, deutet an, dass viel Autor_innen „dem Staat“ in derlei Prozessen eine wesentliche Rolle zuweisen (analog der Begriff *Nationbuilding*, der davon ausgeht, dass Frieden wahrscheinlicher ist, wenn sich die bislang gespaltene Gesellschaft als Gemeinschaft versteht). Daran anschließend wird die Frage diskutiert, wie sich derartige große Begriffe sinnvoll in politische Leitlinien und politische Praxis übersetzen lassen. Viele Politikwissenschaftler stellen entsprechend die Schaffung legitimer und funktionsfähiger politischer Institutionen in den Mittelpunkt ihrer Analyse (Fukuyama 2005, Chandler 2010). Oft ohne ausformulierten Rückbezug, aber dennoch auf ein liberal-demokratisches Staatskonzept rekurrend gehen Autorinnen und

Autoren davon aus, dass Staatlichkeit eine Voraussetzung für Frieden im Sinne der langfristigen, nachhaltigen Abwesenheit gewaltsamer Konflikte ist und fragen anschließend, welche Bestandteile von Staatlichkeit gegeben sein müssen, um Frieden zu gewährleisten (so z. B. Call/Wyeth 2008, Heathershaw/Lambach 2008) sowie welche Maßnahmen und Projekte internationale Akteure anregen bzw. durchführen können, um dazu beizutragen.

Vermutlich wegen des akuten Politikberatungsbedarfs und der drängenden realpolitischen Fragen angesichts der großen EU- und UN-Friedensmissionen handelt es sich um einen oft dezidiert *policy*-orientierten Diskurs. Insgesamt steht für viele Autor_innen die Frage im Mittelpunkt, wie sich derlei Friedensinterventionen – auch angesichts langjähriger Engagements und mancher ausbleibenden Erfolge – verbessern lassen. So wird beispielsweise anlässlich des zehnten Jahres der USA-geführten Afghanistanintervention Bilanz gezogen und gefragt, ob die zuvor formulierten Ziele erreicht wurden.⁴ Aber auch in anderen Fällen ist es den Autor_innen ein Anliegen, zu untersuchen, inwiefern Interventionen zum Zwecke der Befriedung durch Staatsaufbau und Friedensförderung erfolgreich sind und welche Faktoren zum Erfolg bzw. Misserfolg beitragen (so auch Gizelis/Kosek 2005, Pushkina 2006). Und auch wenn dann festgestellt wird, „that the relationship between peacebuilding and statebuilding is complicated, contingent, and context-dependent“ (Call 2008: 3), bleibt doch der Wunsch zu formulieren, wie *Statebuilding* zu einem dauerhaften Frieden beitragen kann (ebd.: 19). Letzterer wiederum ist so komplex und vielschichtig, dass Peacebuilder_innen lernen müssen, wie mit den Dilemmata und widersprüchlichen Anforderungen umzugehen ist, die ihnen begegnen, und Prioritäten zu setzen (Paris/Sisk 2007, Paris/Sisk 2009, Schneckener 2008). Bliesemann de Guevara/Kühn kommen zu dem Schluss, dass die Gestaltung und die Erfolgsbeurteilung internationaler Interventionen nur begrenzt eine Frage des jeweiligen Einsatzkontextes ist. Am Ende sei *Statebuilding*-Politik in „erster Linie selbstreferentiell, spiegelt also vor allem Befindlichkeiten der westlichen Interventen wider“ (Bliesemann de Guevara/Kühn 2010: 191). Sie führen aus, humanitäre Organisationen

„können ihre Existenz rechtfertigen, wenn sie ihren humanitären Auftrag sichtbar erfüllen. Mitarbeiter staatlicher oder internationaler Organisationen, die mit der direkten politischen

4 Siehe Justenhoven/Afsah 2011, Brummer/Fröhlich 2011, Ehrhart/Gareis/Pentland 2012; Tettweiler kommt derweil zu dem naheliegenden Schluss, dass eine „echte“ Auswertung der deutschen Afghanistan-Mission und damit ein potenzielles Lernen für künftige ähnliche Einsätze klare und ggf. sogar unter den verschiedenen Akteuren abgestimmte Ziele voraussetze, diese aber nicht vorhanden seien (Tettweiler 2011). Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.

Betreuung des *Statebuilding* beauftragt sind, verdienen ebenfalls gut, weil sie Entbehrungen hinsichtlich Komfort und Lebensqualität in Kauf nehmen müssen. All dies zieht die Motive dieses Personals nicht in Zweifel, trägt aber dazu bei, dass das *Statebuilding* als unabgeschlossen verstanden wird, Verlängerungen der Mission und höhere Ausgaben verlangt werden. Auch erschließen sich die internationalen Organisationen immer neue Betätigungsfelder und prägen die Wahrnehmung von Problemen wie beispielsweise Korruption, Kriminalität, mangelnder Bildung und Gesundheitsversorgung.“ (Ebd.: 190-191)

Auch wenn diese Logiken zur Folge haben, dass sich Intervenierenden neue Einsatzmöglichkeiten und berufliche Perspektiven bieten, kann auch das Gefühl bleiben, nie fertig zu sein, nie das erreicht zu haben, was Geld, Zeit und Härten rechtfertigt.

Wiederum andere Autor_innen beleuchten die Aktivitäten einzelner internationaler bzw. externer Organisationen oder Institutionen⁵ und fragen nach Bewertungskriterien für den Einsatz⁶ bzw. den Erfolg einzelner Strategien wie der deutschen „Vernetzte[n] Sicherheit“ (Gareis 2012) oder Aufstandsbekämpfung (bzw. der amerikanische/britische Begriff *Counterinsurgency*, COIN; Münch 2010, Münch 2012, Rudolf 2011, Tettweiler 2011). Und aus dieser Vielfalt an Akteuren und Strategien ergeben sich auch die Fragen, wer mit welchem Vorgehen welche Ziele verfolgt und inwiefern diese miteinander kompatibel sind. Besonders prominent in der Debatte sind dabei die Leitmotive ‚Entwicklung‘ und ‚Sicherheit‘ und die Frage, inwiefern diese erreicht werden können (Kühn 2010, Koehler 2010a), welche Implikationen bestimmte Konzeptverständnisse für die Prozesse vor Ort haben (Bonacker/Distler/Ketzmerick 2017) bzw. wie das Nebeneinander verschiedener Zielsetzungen wie Aufstandsbekämpfung und humanitärer Hilfe von beteiligten Akteuren bewertet wird (Fürstenhofer 2010, Maass 2012, Slim 2003).

Für einige liegt die Erklärung für ausbleibende Erfolge (bzw. ein grundsätzlicher Kritikpunkt) in der unhinterfragten Beschränkung internationaler Interventionen auf ‚westliche‘, marktwirtschaftliche und partizipativ-demokratische Staatsmodelle. Unter dem Stichwort *Liberal Peacebuilding* sind es allen voran die Briten Mark Duffield (2001, 2007), Oliver Richmond (2004, 2006, 2009, 2014) und Michael Pugh samt Kolleg_innen (Pugh/Cooper/Turner 2011, Pugh 2013), die lautstarke Zweifel an der grundsätzlichen Legitimität bzw. der Uneigennützigkeit internationaler Interventionen äußern und *Peacekeeping* als machtvolles *Governance*-

5 Siehe z. B. für NGOs Fahrenhorst 2007, Reimann 2007, Leeuwen 2009.

6 Siehe z. B. für die Bundeswehr El-Mogaddedi 2005b, Handrick 2005, Buric 2005; für die deutsche staatliche Entwicklungszusammenarbeit in Afghanistan Böhnke/Koehler/Zürcher 2013, Koehler/Zürcher 2007.

Instrument verstanden wissen möchten.⁷ Mandy Turner und Florian P. Kühn schreiben gar von Peacebuilding-Interventionen als „a method of ‚policing (colonial) differences globally““ (Turner/Kühn 2016: 8) durch die Verbreitung und das Aufdrängen kapitalistischer Sozialformen.

Diese Diskurse um die Legitimität von Interventionen, um die Vielfältigkeit der Akteure, ihre Ziele und Kompetenzen, um fehlende Koordination und verschiedene Zielsetzungen, um Herausforderungen und Erfolgsfaktoren waren und sind insofern für meine Arbeit relevant, als ähnliche Motive, Themen und Fragen auch in den Interviews zur Sprache kamen. Ob es daran lag, dass der jeweiligen Gesprächspartnerin bzw. dem jeweiligen Gesprächspartner die wissenschaftlichen Debatten bekannt waren oder ob diese so eng an die politischen Forderungen an die Praxis bzw. die Debatten unter den Praktiker_innen vor Ort anknüpfen, ob sie die eigenen Gedanken widerspiegeln oder von der Gesprächssituation mit mir geprägt waren, ist nicht sicher und nicht für alle einheitlich zu sagen. Aber „Warum habe ich das gemacht? War es sinnvoll? War es legitim? Würde ich es nochmal machen?“ waren Fragen, die mindestens mitschwangen, selbst wenn sie nicht explizit ausformuliert und/oder beantwortet wurden.

Die Frage ist, ob man sich der Grundsatzkritik entziehen kann, dem Vorwurf, uneigennützig zu handeln oder dem Vorwurf, ungebeten westliche Gesellschaftskonzepte auf andere Länder übertragen zu wollen. Wer Teil einer EU- oder einer UN-Mission ist, dem wird die Distanzierung schwerfallen, wie Jan Free argumentiert: „In Afghanistan und anderswo gibt es jedoch im Rahmen der bestehenden Mandate keine Alternative, als daran zu glauben, dass Interventionen und die mit ihnen verbundenen massenhaften Reformvorhaben helfen und gelingen können.“ (Free 2010: 53) Und Free führt weiter aus: Intervenierende Akteure, „die konkret an Ort und Stelle handeln“, können gar keine „andere Erwartungshaltung an den Tag legen, als die, dass State-Building und Interventionen zu einer sicheren Gesellschaftsordnung führen werden“ (ebd.). Er kommt sogar darüber hinaus zu dem Schluss, dass sich kein Akteur der übergreifenden Interventionslogik entziehen könne: „Auch wer nur regional konzentriert seinem philanthropisch [sic!] Job nach-

7 Ähnlich formulieren es Berit Bliesemann de Guevara und Florian Kühn in der deutschsprachigen Debatte (siehe Kühn 2010 sowie Bliesemann de Guevara/Kühn 2010); weniger prinzipiell liest sich da Conrad Schettlers analytischer Vergleich von Entwicklungszusammenarbeit und internationalen Friedensinterventionen (Schetter 2010), die beide von einem treuhändischen Habitus zeugten, weil sie die Probleme anderer feststellten und gleich auch die Lösung kennen und liefern. Jan Selby (2013) wiederum argumentiert m. E. zurecht, Post-Konflikt-Interventionen seien weder so durchweg liberal noch bestehe dazu ein globaler Konsens, wie es uns die Kritiker am sogenannten *Liberal Peacebuilding* glauben machen wollten.

geht, dient letztlich der social engineering-Mentalität, die hinter der Intervention steckt.“ (Ebd.)

2.1.2 Interventionen aus soziologischer Sicht, oder: „Interventionskultur“

Auf einer anderen, eher einer Meta-Ebene kritisieren Thorsten Bonacker und Werner Distler (2012: 163), dass Interventionsforschung bis auf wenige Ausnahmen eine „Einbettung in theoretische Rahmen oder die Entwicklung theoretischer Perspektiven“ vermeide. Es dominierten die praxisorientierten Arbeiten mit Evaluationsduktus und Optimierungswillen⁸, die sich auch methodisch nur selten und erkenntnistheoretisch noch viel seltener explizit positionieren. Meiner Ansicht nach vermischt sich hier die Kritik der theorielosen *policy*-orientierten Forschung mit Unzufriedenheit mit den zu kurz greifenden politikwissenschaftlichen Konzepten von Staatlichkeit und *Governance* und den im Mainstream der Teildisziplin der Internationalen Beziehungen konzipierten Erklärungen für zwischenstaatliche Beziehungen und gewaltsame Konflikte. Keine Überraschung also, dass u. a. diese beiden Soziologen dazu aufrufen, mehr wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf die so benannten sozialen Interaktions- und Vergesellschaftungsprozesse zu richten, die sich während einer Intervention vor Ort entwickeln. Diese Perspektivenverschiebung beruht auf der Überlegung, dass sich der Erfolg oder Misserfolg einer internationalen Intervention nicht allein durch die Strategie oder das Verhalten der internationalen Akteure, sondern vielmehr durch die vor Ort entstehende soziale Dynamik zwischen allen Beteiligten erklärt (Daxner/Free/Bonacker/Zürcher 2010: 8). Es ist der kleine, aber feine Unterschied von „Funktionieren Interventionen?“ zu „Wie funktionieren Interventionen?“.

Diese zunächst von Bonacker/Daxner/Free/Zürcher (2010) propagierte soziologische Wende unter dem Stichwort „Interventionskultur“ ist insofern interessant, als sie die sozialen Beziehungen in Interventionssituationen in den Fokus rückt. Schon zuvor hatten einzelne soziologisch-ethnologische, theoretisch und methodisch reflektierte Arbeiten aus dem englischsprachigen Raum⁹ darauf hingewiesen, dass es

8 Gerade im Gegenstandsbereich der Friedens- und Konfliktforschung, und dazu zähle ich die Forschung zu internationalen Interventionen, mag diese Orientierung menschlich naheliegen – wer möchte schließlich nicht gern zum Frieden in der Welt beitragen? Mehr als die normative, friedensorientierte Ausrichtung, die zu Beginn der Friedens- und Konfliktforschung prägend war (siehe Bonacker 2011), ist es heute vielleicht auch die Finanzierung durch praxisnahe Drittmittelgeber, aber auch eine gewisse *social engineering*-Mentalität, die nicht nur die politische, sondern auch die wissenschaftliche Praxis prägt.

9 Siehe u. a. Coles 2007, Guilhot 2005, Higate/Henry 2009, Leeuwen 2009.

für den Verlauf und Erfolg einer *Peacebuilding*-Intervention weniger auf *Policies* als auf die (Interaktions-)Praxis ankomme. Guilhot fragt, wie sich Individuen mit ihren Kompetenzen und Erfahrungen in die Strategie- und Programmentwicklung von Institutionen wie den UN einbringen (Guilhot 2005). Leeuwen fragt, wie *Peacebuilding*-Diskurse im Feld mit Bedeutung versehen werden, schließlich reiche es nicht, sie vom Hauptsitz aus strategisch zu verbreiten oder sie von externen Geldgebern aufgedrückt zu kriegen (Leeuwen 2009). Und Paul Higate und Marsha Henry widersprechen zwar nicht dem Vorwurf an UN-Friedensmissionen, neoliberalen Kolonialismus zu betreiben anstatt zu Sicherheit und Frieden beizutragen, plädieren aber für eine Analyse jenseits der Makroebene, um zu sehen, wie sich die Macht von *Peacekeepern* in alltäglichen Erfahrungen zeigt:

„The concept of space reveals how peacekeepers carry with them the ability to shape the spaces in which post-conflict populations and international staff live and work together, and how physical proximity impacts on security perception. Performance is about the power within the social relations and space between peacekeepers and their audience.“ (Higate/Henry 2009: 157)

Entsprechend sei es an der Zeit, die Makroebene der Analyse zu verlassen und sich mit den Erfahrungen und Deutungen von Intervenierenden zu beschäftigen. Daran anschließend plädieren Daxner und Kollegen dafür, sich mit der Struktur und den Akteuren der jeweiligen Gesellschaften auseinanderzusetzen und die Transformation der ursprünglichen Konflikte in Folgekonflikte als Ergebnis der Intervention zu verfolgen (Daxner/Free/Bonacker/Zürcher 2010: 11). Insbesondere die sozialen Dynamiken

„des Zusammenwirkens von Exponenten verschiedener gesellschaftlicher Felder [sind von Interesse]: Intervenierende und Intervenierte, aber auch Soldaten und Zivilisten, Repräsentanten von Staatlichkeit oder privaten Unternehmen, Angehörige verschiedener Wertegemeinschaften, etc.“ (ebd.).

Schließlich entstünden im Rahmen von Interventionen neue „Symbol- und Normenkataloge, die Interaktionen regeln und möglich machen – also das, was man gemeinhin als ‚Kultur‘ versteht“ (ebd.: 12). Dabei kann die Interventionsgesellschaft als Krisen- und Ausnahmesituation begriffen werden, in der Akteure ihre erlernten und gewohnten Handlungsweisen verändern (Distler 2010). Aber auch das Alltägliche, das Nicht-Krisenhafte gilt es m. E. nicht aus den Augen zu verlieren. Schließlich ist es umso interessanter, wie und wo Interaktion funktioniert und gemeinsame bzw. aneinander anschließende Deutungen hergestellt werden. Diese Perspektive nehme ich in meiner Arbeit ein und wende mich den Erfahrungen und Deutungsmustern von Intervenierenden zu. Davon ausgehend, dass diese zentral

sind für die sozialen Dynamiken der Interventionssituation, will ich wissen, wie Intervenierende sich selbst in Bezug zum großen Szenario, zum Alltagsleben in der Intervention und zu den Menschen, denen sie begegneten, beschreiben und verorten.

2.1.3 Kategorisierungen von Akteuren in Interventionen: Wer sind „Intervenierende“?

Für viele Forschende stehen unter dem Label „Interventionskultur“ nicht nur soziologisch geprägte Perspektiven im Mittelpunkt, sondern auch – konsequent daraus abgeleitet – die Interaktion von Intervenierenden und „Intervierten“, also den lokalen Eliten, der lokalen Bevölkerung des Interventionslandes. Schon zuvor wurden letztere in die wissenschaftlichen und politischen Debatten eingebracht, unter den Stichworten *Ownership*, Zivilgesellschaft oder lokale Institutionen. So sei für einen erfolgreichen Friedensprozess entscheidend, inwieweit er in der Hand der jeweiligen Bevölkerung des betroffenen Landes liege und ob diese genug Anteil am selben habe, aber auch wie nicht nur der Prozess, sondern auch die internationalen Intervenierenden von der lokalen Bevölkerung gesehen würden. Worauf Beatrice Pouligny (2006) in ihrer ethnografischen Forschung zu UN-Friedensmissionen („Peace Operations Seen From Below“) und Andrea K. Talentino (2007) in ihrem Aufsatz zur Wahrnehmung internationaler Interventionen (Untertitel „The Dynamic of Imposer and Imposed Upon“) bereits hinwiesen¹⁰, wird mit dem Label „Interventionskultur“ nochmal in den Fokus gerückt.¹¹ Zugleich wird von anderen infrage gestellt, inwieweit die dichotome Unterscheidung zwischen Internationalen/Intervenierenden und Lokalen/Intervierten zutreffend (Nadjivan 2010) bzw. für eine Analyse des Phänomens *Peacebuilding* wesentlich ist (Jabri 2013: 6). Andreas Hirblinger und Claudia Simons kommen zu dem Schluss:

„Despite its ambiguity, the term ‚local‘, which more resembles a floating signifier than a well-defined concept, continues to be used and produced in a distinct politics of scale, not only as an epistemological ordering device but as a vehicle to define what right and good peacebuilding entails.“ (Hirblinger/Simons 2015: 434)

10 Die von Caroline Abu-Sada herausgegebene Studie „In the Eyes of Others. How People in Crises Perceive Humanitarian Aid“ ist ebenfalls sehr interessant, beschränkt sich aber auf die Wahrnehmungen zu humanitärer Hilfe von *Médecins Sans Frontières* (MSF) in gewaltsamen bzw. volatilen Kontexten (Abu-Sada 2012).

11 Siehe Bonacker 2010, Distler 2010, Free 2010, Zürcher 2010.

Sie fordern sowohl Forschende als auch Praktiker_innen dazu auf, die politischen Dynamiken zu reflektieren, die Repräsentationen des „Lokalen“ zur Folge haben. Ich wiederum lese daraus die Aufforderung, Akteurskategorien in ihren Entstehungsbedingungen, Konnotationen und Konsequenzen zu reflektieren.

Auch wenn das Label Interventionskultur u. a. ein bisheriges Missverhältnis korrigieren und die Perspektiven der Intervenierten in den wissenschaftlichen Mittelpunkt rücken möchte, kann eine Arbeit, die sich den Beziehungen Intervenierender untereinander widmet, an den Begriff anknüpfen. Denn auch für die Untersuchung der Interaktion von Intervenierenden untereinander gelte es, so Christoph Zürcher, die Präferenzen, die sinnstiftenden Deutungsmuster, das strategische und taktische Verhandeln und die symbolischen und materiellen Ressourcen, die sie mobilisieren, um ihre jeweilige Position im Feld der Intervention zu stärken, zu identifizieren (Zürcher 2010: 27). So thematisieren Autorinnen und Autoren, wie Intervenierende auf der Organisations- bzw. individuellen Ebene, sprich Soldaten, Polizisten oder humanitäre Helfer ihre Aufgabe und ihre Rolle interpretieren, welche Rolle ihre räumliche Standortgebundenheit für ihre Deutungen und Handlungen spielt.¹²

Chiari weist darauf hin, dass der soziale Kontext, die Bezugsgruppe, innerhalb derer Intervenierende sich aufhalten, eine entscheidende Rolle spielt. Im Militär seien es die jeweiligen Einsatzkontingente, also die Soldatinnen und Soldaten, die für eine bestimmte Zeit mit einem bestimmten Auftrag im Auslandseinsatz seien und danach wieder zerfallen, die „ein strukturelles, soziales und mentales Eigenleben“ (Chiari 2012: 27) entwickeln:

„Sie ‚funktionieren‘ bei näherem Hinsehen mit einem anderen zeitlichen und inhaltlichen Bezugsrahmen als ihn diejenigen ihrem Handeln zugrunde legen, die die Gesamtoperation planen und steuern bzw. deren Erfolge bewerten. Eigenes Erleben und individuelle Situation weisen in ein- und demselben Einsatzgebiet – bei Soldaten, aber auch bei Journalisten und Mitarbeitern von NGOs – eine ganz erhebliche Bandbreite auf.“ (Ebd.)

Aber auch die Beziehungen und Bezüge der verschiedenen Akteure zueinander sind vielfach Thema im wissenschaftlichen, praxisorientierten Diskurs.¹³ Angesichts der

12 Siehe z. B. Distler 2014, Free 2010, Hensell 2012, Koddenbrock 2012, Koddenbrock 2016, Smirl 2012, Schlichte/Veit 2010, Veit/Schlichte 2012.

13 Im Zentrum stehen dabei immer diejenigen, die „aktiv“ und „vor Ort“ tätig sind, wobei es inzwischen einige wenige Beiträge zu den Beziehungen von Intervenierenden und „Zuhausegebliebenen“ bzw. in Deutschland Tätigen gibt, seien es Bundestagsabgeordnete und Regierungspolitiker oder die deutsche Bevölkerung (Bliesemann de Guevara 2012b, Daxner/Neumann 2012).

Vielzahl der Akteure in einer internationalen *Peacebuilding*-Intervention liegt der Schluss wohl nahe, dass häufig ein „Koordinationsproblem“ (Paris 2009) vorliegt und die maßgebliche Frage ist, wie sich die verschiedenen Akteure mit ihren jeweiligen Aufgaben, Projekten und Maßnahmen unter einen Hut bringen lassen. Das beispielsweise aus dieser Frage entstandene Konzept der „UN Integrated Mission“, d. h. die Integration der humanitären UN-Organisationen mit anderen UN-Akteuren wie dem Sicherheitsrat und dem *Department of Peacekeeping Operations* (DPKO) zeigt, dass Integration nur möglich ist, wenn die teilweise fundamentalen Unterschiede zwischen den Mandaten der beteiligten Organisationen respektiert werden (Benner/Mergenthaler/Rotmann 2011). Berit Bliesemann de Guevara und Florian Kühn weisen allerdings ganz richtig darauf hin, dass mehr Kooperation und Koordination keine Antwort auf die konzeptionellen Probleme des *Statebuilding* sein können (Bliesemann de Guevara/Kühn 2010: 197).

Eine Intervention als solche wird nicht nur als Raum potenzieller Schnittstellen verschiedener Akteure betrachtet (Klingebiel/Roehder 2004), als ein Szenario, in dem staatliche und nichtstaatliche Akteure komplementäre Rolle einnehmen können (Beisheim/Fuhr 2008) bzw. verschiedene Konstellationen aus internationalen, nationalen und lokalen Akteuren Wirkungszusammenhänge entfalten (Koehler 2008, Koehler 2010b). Eine Intervention wird auch als Konkurrenz- und Wettbewerbssituation verstanden (Braem 2008), als Ringen um Deutungs- und Handlungshoheit sowohl im Feld selbst als auch in der (für viele auftrag- oder geldgebenden) deutschen Politik. Gerade die Kooperation von ‚zivilen‘ und ‚militärischen‘ Akteuren wird von Wissenschaftler_innen, ähnlich wie auf den von mir besuchten Tagungen, sehr unterschiedlich bewertet.¹⁴ Einige äußern sich angesichts des wahrgenomme-

14 Was die Sache zusätzlich erschwert, ist die verschiedene Nutzung und Konnotation der Begriffe. So wird das Schlagwort ‚zivil-militärische Zusammenarbeit‘ zunächst als allgemeine Beschreibung verstanden. Mit *Civil-Military Cooperation* (CIMIC) wiederum „beschreibt das Militär alle Maßnahmen, Kräfte und Mittel, die die Beziehungen zwischen den Streitkräften auf der einen Seite und den zivilen Ansprechpartnern im Einsatzland auf der anderen Seite regeln, unterstützen oder fördern. [...] Die CIMIC-Anteile der Einsatzzkontingente haben dabei jeweils ein ganzes Aufgabenbündel, das den militärischen Auftrag zur Herstellung von Sicherheit unterstützen soll (*in support of the mission*): humanitäre Soforthilfe, Auf- und Ausbau der lokalen und regionalen Infrastruktur, strukturelle Entwicklung von Institutionen des öffentlichen und privaten Sektors. Hauptfunktion und wichtigster Auftragsbestandteil haben unmittelbar mit ‚Stabilität‘ zu tun, denn mit CIMIC-Aktivitäten soll ein sicheres Umfeld für die Truppen geschaffen werden, um den Schutz der eigenen Soldaten (*Force Protection*) zu erhöhen.“ (Hoerschelmann/Voget 2007: 16, Hervorh. i. O.). ‚Zivil‘ kann also sowohl die lokale/einheimische Bevölkerung und ebensolche staatliche und nichtstaatliche Organisationen als auch aus-

nen Kooperationseifers skeptisch oder auch deutlich warnend¹⁵ – die Befürchtung überwiegt, dass die Prinzipien und Projekte gerade nichtstaatlicher Akteure in der humanitären Hilfe und Entwicklungszusammenarbeit nicht mit militärischen vereinbar seien, diesen zugleich im Budget und der Mitarbeiterzahl deutlich unterliegen und damit „Gefahr“ laufen, sich unterzuordnen. Viele Beiträge, nicht zuletzt von Vertretern humanitärer Hilfsorganisationen, üben deutliche Kritik an der Idee einer zivil-militärischen Zusammenarbeit, wie sie insbesondere der *Comprehensive Approach* der NATO bzw. das CIMIC der Bundeswehr formulieren: 1. die Unparteilichkeit humanitärer Hilfe sei nicht länger gegeben, 2. Wiederaufbau und Entwicklungsarbeit fänden dort statt, wo es militärisch, nicht aber zwangsläufig entwicklungspolitisch sinnvoll sei, 3. die Gefahr für die Mitarbeiter von Hilfsorganisationen steige dramatisch an, weil alle Intervenierenden in einen Topf geworfen werden – um nur die drei häufigsten Kritikpunkte zu nennen. Bonacker/Distler fassen zusammen, es seien die hoheitlichen Abgrenzungen zwischen Entwicklungsorganisationen, Nichtregierungsorganisationen und dem Militär, um die gefürchtet wird (Bonacker/Distler 2012: 164).

Andere stellen den grundsätzlichen Mehrwert von Kooperation kaum infrage. Eher geht es um die Bewertung und die Verbesserung.¹⁶ Die Erfahrungen der ISAF-Truppen in Afghanistan sind insgesamt das dominierende Fallbeispiel¹⁷, wenn auch andere Beiträge ihre Schlussfolgerungen an Ländern wie dem Kosovo (Voget 2008, Voget), der Demokratischen Republik Kongo (Polet 2008) oder Liberia (Klem/van Laar 2008) festmachen. Unstimmigkeiten, Kooperationsunlust und mögliche Misserfolge zwischen ‚zivilen‘ und ‚militärischen‘ Akteuren werden auf verschiedene Gründe zurückgeführt. Während einige Autoren unterschiedliche Organisationskulturen bzw. Berufsverständnisse von militärischen und nicht-militärischen Intervenierenden anführen (Rubinstein 2008, Schmelzer/Gienanth 2005), weisen andere

ländische bzw. internationale Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen meinen. Die Begriffe Kooperation/ Zusammenarbeit werden für verschiedene Interaktionsformen benutzt, von gegenseitiger Information über Absprachen bis zu Vereinbarungen zu gemeinsamen Auftritten und Projekten.

15 Siehe Baumann/Kößler 2011, Brand 2011, Pospisil 2011, Lindner 2010, Lindner 2011, Lindner 2012.

16 Siehe Brzoska/Ehrhart 2008, Eide/Kaspersen/Kent/Hippel 2005, Feichtinger/Gauster 2008, Greiner 2010, Metcalfe/Haysom/Gordon 2012, Rietjens 2008a, Rietjens/Bollen 2008. Der Band von Ankersen (2008) unterscheidet sich hiervon zumindest insofern, als er den Anspruch hat, Beobachtungen von CIMIC zu konzeptualisieren und mit Konzepten wie *Peacebuilding* oder „menschlicher Sicherheit“ zusammenzubringen.

17 Siehe Dreist 2012, El-Mogaddedi 2005a, Hadjer 2010, McNerney 2008, Pradetto 2011, Rietjens 2008b, Savage 2008.

darauf hin, dass die Unterschiede zwischen Organisationskulturen komplexer sind, als die dichotome Unterscheidung ‚zivil/militärisch‘ es nahelegt. Tamara Duffey führt aus:

„The organizational dichotomy often referred to as military-civilian is, in fact, more complex. There are several very different organizational cultures operating in any peacekeeping operation. The most notable components are the diplomatic (including UN agencies and regional organizations); military (the land, naval and air forces – each with its own branch culture – comprised of both armed and unarmed soldiers); civilian police; and civilian (government and non-government organizations, including humanitarian aid, human rights, development, and conflict resolution agencies, which can be further categorized as international, multinational, national, and community-based or grassroots organizations). Each operates within its own cultural sphere, according to its own understanding of the situation and its own intervention policies and practices. Guided by experiences over time, each component has developed a unique organizational culture that helps to promulgate and reinforce the norms, values, attitudes, beliefs, and behaviours, which, in a reciprocal relationship, have created that particular culture.“ (Duffey 2000: 148)

Auch Benner/Mergenthaler/Rotmann argumentieren, dass ‚zivil‘ versus ‚militärisch‘ nur eine der relevanten Konfliktlinien in UN-Friedensmissionen sei:

„Between strict neutrality vis-à-vis the state and its violent competitors on the part of humanitarians and the imperative of local (state) ownership held by development agencies, between ‚emergency‘ and ‚sustainability‘ approaches, military and civilian mindsets, or ‚field-driven‘ and ‚headquarters-based‘ organizations, each of these shifting boundaries carries at least as much cultural significance as it reflects material priorities and constraints.“ (Benner/Mergenthaler/Rotmann 2011: 178-179)

An diese differenzierende Sichtweise möchte ich anknüpfen und mir die Akteurskategorien der Interventionsforschung genauer ansehen. Akteure immer vorauszusetzen und dann erst mit dem wissenschaftlichen Fragen zu beginnen verkennt die Unnatürlichkeit, das Geschaffen-werden, die Kontingenz von Zuschreibungen und Unterscheidungen. Das verschenkt nicht nur Forschungsgegenstände, sondern auch Erkenntnisräume. Denn mit der Übernahme und Verwendung gängiger Kategorien reproduzieren Forschende ebendiese, anstatt grundlegend anders anzusetzen und ihren Gegenstand aus ganz anderer Perspektive zu betrachten. Darüber hinaus sind die bestehenden Kategorien inadäquat, weil die Situation und das Zusammenwirken der Akteure komplexer sind als die Kategorien es suggerieren.

Vor diesem Hintergrund möchte ich Intervenierende und ihre Interventionserfahrungen nicht von vornherein auf bestehende Rollenmuster festlegen, sondern über eine Annäherung an ihr Selbstverständnis, ihre gefühlte und erfahrene Selbst-

wahrnehmung/Identität als Intervenierende zu einem neuen und vielleicht anderen Verständnis der Akteurskategorien und ihrer Kooperationsmöglichkeiten bzw. -herausforderungen kommen.

2.2 BERUFLICHE IDENTITÄT – SELBSTVERSTÄNDNISSE UND ROLLENBILDER VON INTERVENIERENDEN

So wie ich meine Fragestellung im wissenschaftlichen Diskurs zu „internationalen Interventionen“ verorte, weil ich Interventionen als das Setting, den Raum voraussetze, in dem sich die Erzählungen meiner Gesprächspartner abspielen, betrachte ich die Forschung zu den beruflichen Identitäten und Selbstverständnissen derer als wesentlich, die als Intervenierende in eben diesen Interventionen bzw. Kriegs- und Krisengebieten beruflich tätig sind. Entsprechend meiner Ausgangsfrage und dem Rätseln über die von mir beobachteten hitzigen Tagungsdiskussionen zu zivil-militärischer Zusammenarbeit beschränke ich mich an dieser Stelle auf die Forschung zu Soldat_innen der Bundeswehr einerseits und Mitarbeitenden in der Nothilfe bzw. Entwicklungszusammenarbeit andererseits.

2.2.1 Warum Berufsdiskurse?

Berufe prägen die Identität. Die Organisationssoziologin Maja Apelt argumentiert, dass Berufe die Identität immer noch besonders prägen, auch wenn „die Erwerbs- und Berufsarbeit – aufgrund zunehmender Diskontinuitäten – die Identität nicht mehr in gleichem Maße wie früher absichern kann“ (Apelt 2009: 151). Auch heute bestimmen Berufe „die sozialen Räume und Felder, in denen wir uns bewegen und beeinflussen damit auch die Aneignungsweisen und Interaktionsformen in den sozialen Feldern“ (ebd.). Berufsbiografische Interviews können dementsprechend einen Einblick in die Auseinandersetzung mit dem beruflichen Feld und den Prozess der Konstruktion einer beruflichen Identität bieten. Auch Rolf Eickelpasch und Claudia Rademacher schreiben dem Beruf wesentliche Bedeutung für die Selbst- und Fremdidentifikation, die Herausbildung von Selbst- und Fremdwahrnehmungen zu. So seltsam es scheinen möge, eine Person mit ihrem Beruf gleichzusetzen, diene der Beruf doch „als Sinn- und Identitätsanker [...], als Identitätsschablone, mit deren Hilfe wir uns selbst unserer Umwelt präsentieren und andere Menschen bzgl. Einkommen, Ansehen, Sozialkontakten, Interessen, Lebensstil und Geschmack taxieren“ (Eickelpasch/Rademacher 2004: 30).

Weil Berufe unsere Identitäten prägen, die sozialen Räume bestimmen, in denen wir uns bewegen, und unsere Interaktion mit anderen, weil Berufe eine wesentliche Bedeutung für unsere Selbst- und Fremdwahrnehmung haben, skizziere ich im Fol-

genden die wissenschaftlichen Debatten zu den Berufsgruppen in Interventionen mit dem Ziel, Beobachtungen und Interpretationen zu identifizieren, an die ich anschließen kann bzw. muss.

2.2.2 Selbstverständnisse und Berufsbild in der Bundeswehr

In der Militärsoziologie, aber auch in der Politikwissenschaft ist die Betrachtung des Soldatenberufs seit der Verstetigung der Auslandseinsätze im Laufe der 1990er Jahre zunehmend populär. Für den heutigen Diskurs weiterhin maßgeblich ist Ruth Seiferts „Militär, Kultur, Identität“ (1996). Sie argumentiert, dass der einzelne Soldat angesichts der gesellschaftlichen Wertepluralität und dem wachsenden Spannungsverhältnis zwischen zivilen und militärischen Werten gezwungen sei, individuelle Bewältigungsstrategien bezüglich seines Berufs zu entwickeln. Gerade Soldaten, deren Berufsverständnis stark am Ost-West-Konflikt und der Orientierung an der sogenannten Inneren Führung¹⁸ ausgerichtet gewesen sei, hätten sich mit einem „Bruch des Selbstbildes“ (ebd.: 196) konfrontiert gesehen, der mit dem Wunsch nach gesellschaftlicher Zustimmung kompensiert würde.

„Je stärker die persönliche Krise, desto höher werden die Legitimationsanforderungen. Insbesondere die Zustimmung der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung zu einem Einsatz, den man individuell nicht mehr hinreichend politisch oder moralisch bewerten kann, ist dabei von Bedeutung. Auf diese Weise kann die empfundene Eigenverantwortung delegiert werden.“ (Ebd.)

Die Balance zwischen dem Selbstverständnis als ausführendes Organ („Primat der Politik“) und der institutionell geführten, persönlichen Aneignung des jeweiligen Auftrags, zwischen Auftragnehmer-Sein und Eigenverantwortung, ist immer wieder ein wichtiges Thema – gerade angesichts der sich ändernden Aufgabenbeschreibung der Soldat_innen. Insgesamt wird die Bedeutung der erst seit den 1990er Jahren relevanten Auslandseinsätze für das Rollenverständnis von Bundeswehrsoldaten in der Wissenschaft ausführlich diskutiert. Während zuvor vor allem der Wehr-

18 Nicht nur die Institution Bundeswehr, auch ihre Soldat_innen sollten so weit wie möglich in die neuen demokratischen Strukturen integriert werden. Die eigens dafür entworfene Konzeption des „Staatsbürgers in Uniform“ oder auch der „Inneren Führung“ wurde nicht nur von Bundeswehrangehörigen, sondern ebenso von Friedens- und Konfliktforschern kritisch diskutiert. Sie zielte darauf ab, Soldaten mit bürgerlichen Rechten auszustatten und anstatt eines reinen Befehlsgehorsams auf die Werte des Grundgesetzes zu verpflichten (siehe auch Bake 2011 sowie Meyer 2009: 5-15).

dienst als Zeit und Instanz militärischer Sozialisation untersucht wurde¹⁹, kommt dem ersten Auslandseinsatz heute fast eine ebenbürtige Bedeutung als Initiationsinstanz zu: „Einmal muss man schon dabei gewesen sein ...“ überschreibt die Ethnologin Maren Tomforde (2006) einen Aufsatz. Insgesamt wird Einsatzerfahrungen große Wirkung zugesprochen, was Veränderungen für das Organisationsgefüge, die Organisationskultur und das Selbstverständnis des Einzelnen betrifft.²⁰

So sind sich viele Autor_innen einig, dass mit den neuen Einsatzszenarien in *Peacekeeping*- oder *Peacebuilding*-Prozessen vielfältige neue Anforderungen an Soldatinnen und Soldaten einhergehen²¹. Gerhard Kümmel zählt auf:

„Sie überwachen und sichern Friedensvereinbarungen; sie vermitteln und schlichten unter den beteiligten Konfliktparteien [...]; sie sichern Grenzen[...]; sie übernehmen Aufgaben der inneren Sicherheit und bewachen Personen, Objekte, Einrichtungen und Veranstaltungen, die anschlagsgefährdet sind; sie schützen bedrohte Volksgruppen bzw. ethnische Minderheiten; sie leisten humanitäre Hilfe im Fall von Naturkatastrophen; [...] sie sind sozialarbeiterisch tätig; sie organisieren Wahlen und Abstimmungen; sie stellen die öffentliche Ordnung wieder her; sie assistieren lokalen Polizisten; sie bauen Infrastruktur wieder (mit) auf, die durch den Krieg zerstört worden ist; und sie unterstützen den Wiederaufbau bzw. den Neuaufbau von politischen und gesellschaftlichen Institutionen, die in den gewaltsamen Auseinandersetzungen zerrieben worden sind.“ (Kümmel 2012: 120)

Interessant ist, dass bei all dieser Vielfalt weiterhin das klassische soldatische Berufsbild, die Fähigkeit zum Kampf und der Einsatz von Gewalt, als „Ausgangspunkt der Beschreibung des eigenen Tätigkeitsfeldes, als Fluchtpunkt der Selbstbeschreibung“ für die Konstruktion der Identität bedeutungsvoll ist – sowohl für Soldaten in Kampfeinheiten als auch für solche mit einem neuen Aufgabenprofil wie CIMIC (Apelt 2009: 154). Vielleicht gerade aufgrund dieses Selbstbilds stellt der „Spagat zwischen traditionellen und nicht-traditionalen Rollen“ (Bredow/Kümmel 1999: 25), zwischen „Kämpfer, Helfer, Vermittler und Schlichter“ (Warburg 2010) die Soldaten vor unauflösbare strukturelle Widersprüche. Widersprüche, die situativ

19 Zum Prozess „militärischer Sozialisation“, also der Frage, wie Soldaten zu solchen „gemacht werden“ siehe z. B. Apelt 2004, Kliche 2004, Pahs 1993, Piecha 2006, Treiber 1973. Insgesamt basiert das wissenschaftliche Konzept der „militärischen Sozialisation“ auf der Annahme sehr grundsätzlicher Unterschiede und Widersprüche von ziviler Gesellschaft und Militär: Demokratische Gleichheit, Mündigkeit, Gewaltfreiheit vs. Hierarchie, Befehlsgehorsam, Waffengewalt.

20 Siehe Kümmel 2009, Kümmel 2012, Seiffert 2005, Tomforde 2006, Tomforde 2010.

21 Siehe Bredow 2008, Bredow/Kümmel 1999, Haltiner 2004, Warburg 2010.

und letztlich autonom bewältigt werden müssten, da der Dienstherr keinerlei Angebot mache, wie mit den verschiedenen Ansprüchen umzugehen sei (ebd.: 58).

Bei allen individuell zu bewältigenden Schwierigkeiten könnte dieser Rollenwandel zu eher zivilen Aufgaben in einer zunehmend vom Militär distanzierteren Gesellschaft²² positiv aufgenommen werden – und doch befürchten Forschende eine wachsende Entfremdung. So warnt Anja Seiffert davor, dass sich eine auf den Einsatz spezialisierte, hochmotivierte Gruppe von Soldaten herauskristallisiere, die zwar multifunktional international einsetzbar seien, aber sich immer mehr vom Leitbild des gesellschaftlich eingebundenen und eigenverantwortlichen Staatsbürgers in Uniform entfernten (Seiffert 2005: 297) – wo das „Primat der Politik“ eine formale Verfahrenskorrektheit wird, die politische Exekutive als Bezugspunkt dient und nach dem übergeordneten Sinn militärischen Handelns nicht mehr gefragt wird (ebd.: 300).²³

Für meine Arbeit stellt sich die Frage, was die Rollenvielfalt und gerade auch die Übernahme ziviler Aufgaben im Rahmen internationaler Interventionen für die Selbstverständnisse meiner Gesprächspartner und ihre Abgrenzung zu anderen Intervenierenden bedeuten. Gerade diejenigen, die für zivil-militärische Zusammenarbeit im Einsatz zuständig sind, sind doch weit vom Bild eines Kämpfers entfernt und müssen ja doch ein stimmiges Bild von sich und ihrem Arbeitsalltag entwickeln. Außerdem ist zu fragen, welche Rollen die Politik als Auftraggeber und die zivile Gesellschaft zu Hause für das soldatische Selbstverständnis in Interventionen spielen, waren sie bislang wesentliche Bezugspunkte, bevor die Bundeswehr regelmäßig in Auslandseinsätze ging.

22 Gerhard Kümmel fasst zusammen: „Charles Moskos (1990) etwa hat den Begriff der kriegsfreien Gesellschaft eingeführt, Martin Shaw (1991) spricht gar von der post-militärischen Gesellschaft, und Herfried Münkler (2002) verwendet den Begriff der post-heroischen Gesellschaft.“ (Kümmel 2012: 127). Doch wie Laura Mae Herzog und Mitautor_innen zeigen, findet der öffentliche Diskurs auch dafür eine Lösung, indem der Soldat als Kämpfer einfach nicht gedacht oder gar diskutiert wird. Selbst wenn Kämpfe und Gewalt thematisiert würden, geschehe dies entweder wie bei der Süddeutschen Zeitung mit der Betonung von Selbstverteidigung und der Verwendung schwammiger Begriffe wie ‚Operationen‘ und ‚Schutzmaßnahmen‘ oder aber wie im Y-Magazin der Bundeswehr mit der Hervorhebung der ehre(n), souveränen Gewissenhaftigkeit, mit der Bundeswehrsoldat_innen ihre Arbeit machten (Herzog/Kobsda/Neumann/Oehlaf 2012: 162-163).

23 Gerade das Ideal des „Bürgers in Uniform“ und die Leitkultur der „Inneren Führung“ sind in den letzten Jahren daraufhin untersucht worden, inwiefern sie mit den Aufgaben und Anforderungen im Auslandseinsatz vereinbar sind (Bald/Fröhling/Groß 2009, Manitz 2007, Meyer 2009).

2.2.3 Selbstverständnisse und Berufsbilder in der Entwicklungszusammenarbeit

Entwicklungshelfer und Entwicklungspraxis als von Entwicklungshelfern gelebte, geformte, konstituierte Praxis sind bis in die 2000er Jahre keine Themen in der Wissenschaft. Zwar argumentiert Aram Ziai in seiner Analyse des Entwicklungsdiskurses überzeugend, dass das Selbstverständnis von Entwicklungshelfer_innen eng mit ihren Wahrnehmungen der „Unterentwickelten“, der Welt und ihren eigenen Handlungen verknüpft ist (Ziai 2006: 50-53). Mit der Aufgabe betraut, im jeweiligen Einsatzland „die sozialtechnologische Transformation wirtschaftlicher, politischer und sozialer Strukturen“ zu betreuen, werden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Entwicklungszusammenarbeit zu Experten mit treuhänderischem Habitus (ebd.: 49).²⁴ Doch empirische Studien zu den Selbstverständnissen von Personal in der Entwicklungszusammenarbeit blieben lange aus. Im Rückblick stellt David Mosse fest:

„The rich literature on the intended and unintended effects of development interventions on populations, regions and communities is hardly matched by accounts of the internal dynamics of development’s ‚regimes of truth‘ or of the production of professional identities, disciplines and the interrelation of policy ideas, institutions and networks of knowledge workers who serve the development industry.“ (Mosse 2011b: 2)

Zum selben Schluss kommen Kathy Gardner und David Lewis. In ihrem Überblick zu anthropologischen Arbeiten über Entwicklung und Entwicklungszusammenarbeit unterscheiden sie die frühere Forschung in die Themen 1) Soziale und kulturelle Effekte wirtschaftlichen Wandels, 2) Soziale und kulturelle Effekte von Entwicklungsprojekten (und warum diese scheitern) und 3) Interne Funktionsweisen und Diskurse der „Hilfsindustrie“ (Gardner/Lewis 2015: 3). Letztere Forschung fragt, mit Foucaults „Ordnung der Dinge“, danach, in welchen Diskursen und innerhalb welcher Machtverhältnisse Wissen über Entwicklung konstruiert wird – und richtet den Blick doch wenig und kaum ethnografisch geprägt auf die alltägliche Praxis und das berufliche Selbstverständnis von Mitarbeitenden in der Entwicklungszusammenarbeit. Auch Heather Hindman und Anne-Meike Fechter stellen fest, dass „the contradictions and tensions inherent in their lives and labors have been more prominently discussed in popular accounts authored by aid practitioners themselves“ (Hindman/Fechter 2011: 12) wie „The Development Game“ von Leonard Frank (1986) und „A Short-Term Consultancy in Bangladesh“ von Edward Green (1986) – ethnografisch anmutende Berichte über den Berufsalltag in der

24 Siehe auch Schetter 2010: 32-35.

Entwicklungshilfe, die jedoch eher reflektierten, nachdenklichen Reiseberichten entsprechen als wissenschaftlichen Arbeiten. Hindman und Fechter führen diese Unsichtbarkeit, diese Forschungslücke sowohl in der Entwicklungsforschung als auch der kritischen Anthropologie auf eine Vielzahl von Gründen zurück, „including an interpretation of their work as mere policy implementation and an occlusion of their importance justified by the need to emphasize the suffering of aid recipients rather than aid workers“ (Hindman/Fechter 2011: 3-4).

David Mosse wird von vielen als der erste Anthropologe gesehen, der in „Cultivating Development“ für die Erforschung von Entwicklungsarbeit als sozial konstituierter Praxis argumentiert: „Despite the enormous energy devoted to generating the right policy models, strangely little attention is given to the relationship between these models and the practices and events that they are expected to generate or legitimise in particular contexts.“ (Mosse 2005: 1-2) Zuvor hatte Richard Rottenburg in ungewöhnlicher fiktionalisierter Form ein mehrschichtiges, veränderliches Bild des Arbeitsalltags in und der Folgen von Entwicklungszusammenarbeit gezeichnet (Rottenburg 2002). Unter dem Schlagwort *Aidnography* – laut Gardner/Lewis „defined by Raymond Apthorpe as ‚exploring the représentations collectives‘ by which Aidmen and Aidwomen say they order and understand their work“ (Gardner/Lewis 2015: 107) – sind es darüber hinaus zwei Sammelbände, die sich dem neuen Forschungsgegenstand widmen: der von Mosse herausgegebene „Adventures in Aidland“ (2011a) und Fechter und Hindmans „Inside the Everyday Lives of Development Workers“ (2011). „In turning attention to the everyday lives of aid workers, we seek to uncover the space in which transformation happens and the motivations of a group of often-invisible professionals.“ (Ebd.: 17)²⁵

Basierend auf Interviews und Beobachtungen macht Anne-Meike Fechter das berufliche Selbstverständnis von Menschen in der Entwicklungszusammenarbeit an

25 Für manche Forscherkolleg_innen wiederum bleibt der Blick auf die Selbstverständnisse und Deutungsmuster von Intervenierenden moralisch fragwürdig. Zwar mache *Aidnography*, so Gardner und Lewis, *Policy* und Praxis prägende Ir-/Rationalitäten, Kulturen und Geschichten sichtbar und sei deshalb eine wichtige Ergänzung (Gardner/Lewis 2015: 110). Aber es seien doch der Klimawandel, die globale Rezession, Ressourcenknappheit, wachsende Ungleichheit und Gewaltkonflikte „and not the study of aid organisations, that, by the second decade of the twenty-first century, urgently require robust anthropological critical inquiry“ (ebd.). Gegen, wenn man so will, gleich fünf Totschlagargumente auf einmal lässt sich natürlich schlecht etwas einwenden. Und auch Emma Crewe und Richard Axelby halten eine wissenschaftliche Beschäftigung mit den Selbstverständnissen und der alltäglichen Praxis von EZ-Mitarbeitenden offenbar für verzichtbar. Ihr Lehrbuch „Anthropology and Development“ kommt zumindest ohne Stichwort-Eintrag zu Entwicklungshelfern oder zur *Aidnography*-Debatte aus (Crewe/Axelby 2013).

drei Dimensionen auf: 1) an gemischten Motivationen, 2) Mobilität und Unsicherheit sowie 3) Raum-/Ortsbezügen und lokalem Wissen (Fechter 2011). Wer in der Entwicklungszusammenarbeit tätig ist, arbeitet nicht im eigenen Heimatland. Je nachdem welchen Weg er/sie einschlägt, ist der Aufenthalt in einzelnen Ländern kürzer (sechs Monate, ein Jahr, zwei Jahre) oder länger (bis zu 30 Jahre). So oder so gehört Mobilität dazu und hängt oft von den Umständen ab: welche Projekte, welche Jobmöglichkeiten zur Verfügung stehen. Häufig ist die berufliche Entwicklung wenig vorhersehbar, „neither their professional nor their geographical trajectories are mapped out long in advance“ (ebd.: 142). Das kann Freiheit verheißen, aber auch Anstrengung. Zugleich hat Mobilität auch Folgen für die Beziehungen zu Raum und Ort und damit auch für den Zugang zu, die Vertrautheit mit ‚lokalem Wissen‘, was wiederum die Arbeit beeinflusst. Insgesamt zeichne den Alltag von Mitarbeitenden in der Entwicklungszusammenarbeit aus, dass das Berufliche/Professionelle und das Persönliche eng verknüpft seien: „the combination of their personal commitment and overseas residence creates exceptionally close linkages between the personal and the professional for international aid workers“ (Fechter 2012: 1392). Im Gegensatz zu *Corporate expatriates*²⁶ wollen sie das Leben anderer verbessern; im Gegensatz zu daheim arbeitenden NGO-Angestellten sind sie weit weg von Zuhause, von Familie-/Freunde-Netzwerken.

Darüber hinaus werden Aspekte des EZ-Alltags wie Ungleichheit, Macht, Identität thematisiert.²⁷ So stellen Emma Crewe und Elizabeth Harrison die „Wir/sie-Dichotomien“ der Entwicklungszusammenarbeit infrage und beschreiben, wie sich Machtungleichheiten (basierend auf Geschlecht, Klasse, Rasse) in Entwicklungsprozessen widerspiegeln (Crewe/Harrison 1998). Insofern betrachten sie auch die *Developers* und deren Annahmen und Deutungen: Technologie ist die Lösung, Hindernisse sind kulturell bedingt und partnerschaftliches Arbeiten dient als *Management tool* anstatt als Ansatz, Machtungleichheiten anzugehen. Auch laut Bettina Engels haben an postkolonialer Theorie orientierte Studien gezeigt, wie Freiwillige und Hauptamtliche in Entwicklungszusammenarbeit und humanitärer Hilfe eigene Identitäten eines ‚humanitär‘ und ‚partnerschaftlich‘ helfenden Selbst konstruieren (Engels 2014: 138).²⁸ Daran, so Engels, können Analysen zu Post-Konflikt-Kontexten anschließen und den Blick auf die Selbst-Bilder der militärischen und

26 Der englische Begriff *Expatriate*, kurz auch *Expat*, bezeichnet jemanden, der nicht in seinem Heimatland arbeitet. *Corporate expatriates* sind solche, die für Wirtschaftsunternehmen arbeiten, in Abgrenzung zu staatlichen oder nichtstaatlichen Organisationen in Arbeitsfeldern wie Entwicklungszusammenarbeit oder Friedensförderung.

27 Das Zusammenspiel von Rasse, Gender und Macht in der Entwicklungsarbeit analysieren Nancy Cook (2007) und Barbara Henron (2007).

28 Siehe auch Eriksson Baaz 2005 und Kontzi 2011.

nicht-militärischen Beteiligten von Interventionen der Konfliktbearbeitung und Friedensförderung richten (ebd.).

Jeffrey T. Jackson wiederum argumentiert, dass „Globalisierung“ in Form von Entwicklungspraxis hochpolitisch sei. Mitarbeitende der Entwicklungs- und Nothilfe seien „agents who actively create, promote, and sustain the global agendas responsible for bringing the remote places of the planet closer together economically and socially“ (Jackson 2005: 301, Hervorh. i. O.).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Entwicklungsforschung ihren Blick erst spät und nur teilweise auf Entwicklungshelfer_innen und deren Perspektiven gerichtet hat. Die existierenden Arbeiten zeichnen insgesamt ein sehr diverses Bild dieser Personengruppe, in der viele hochgradig intrinsisch motiviert sind, aber sich ansonsten sehr unterscheiden. Das spricht für einen Forschungsansatz wie den hier vorgesehenen, der durch den Vergleich von Selbstbeschreibungen Gemeinsamkeiten erkennen, Muster ableiten, (gemeinsame) Motivationen beschreibbar machen möchte.

Für meine Datenerhebung gilt es wiederum, neben den offenen Fragen nach Alltagserfahrungen und Kontakten in der Intervention im Blick zu behalten, wie Entwicklungshelfer_innen mit den Ansprüchen der *Stakeholder*-Gruppen Politik und ‚lokale Bevölkerung‘ umgehen, inwieweit sie sich von militärischen Akteuren marginalisiert oder beeinflusst fühlen und wie sie mit den persönlichen Belastungen aufgrund der Unplanbarkeit von Einsätzen und der Ferne von Zuhause umgehen.

2.2.4 Selbstverständnisse und Berufsbilder in der Nothilfe

Ähnlich wie die EZ zeichnet sich die humanitäre Szene durch einen lebendigen Selbstverständigungsdiskurs aus, auch wenn die wissenschaftlichen Beiträge fast ausschließlich englischsprachig erscheinen. Humanitäre Organisationen sind dort tätig, wo aufgrund einer Notsituation dringend akute Hilfe nötig ist. Naturkatastrophen und Kriege sind die häufigsten Anlässe. Für z. B. *Médecins Sans Frontières* ist die Einstufung als „Notsituation“ dennoch zentral, so Peter Redfield:

„For MSF, the operational category of the emergency constitutes the most specific form of a vital present. Not only is time of the essence when combating an outbreak disease such as cholera, but decisions remain focused on short-term and technical goals. [...] Within the parameters of a sharply defined emergency, humanitarian morality appears relatively simple: Lives are at risk, and lives should be saved.“ (Redfield 2010b: 188)

Und dennoch sei die Abwägung, wann es sich um eine Notsituation handelt und wann eigentlich andere, längerfristig orientierte Hilfsorganisationen und staatliche Akteure Aufgaben übernehmen sollten, schwierig: „Uncertainty and anticipation

make up a good deal of the fabric of humanitarian experience and complicate the temporal profile of humanitarian practice.“ (Ebd. 181) Hugo Slim betrachtet humanitäre Helfer als „non-combatant third parties in war“ (Slim 1997: 343), deren leitende Prinzipien Neutralität, Unabhängigkeit, Unparteilichkeit und Menschlichkeit seien. Es sind diese Prinzipien, die in Bezug auf die Rolle der Nothilfeorganisationen in internationalen Interventionen immer wieder betont und diskutiert werden.

Zu den gängigen Deutungsmustern unter humanitären Akteuren, wie Larissa Fast sie beschreibt, gehört auch, dass Nothilfe eine unpolitische Rolle und einen „humanitären Raum“ für sich beanspruchen könne, der mit den Gewalt- bzw. Konfliktträumen, in denen sie agiert, nicht verschränkt ist (Fast 2014). Entsprechend habe die zunehmende Bedrohung für Körper und Leben von Mitarbeiter_innen wenig mit den humanitären Akteuren an sich zu tun, sondern sei vor allem in den externen Rahmenbedingungen zu finden (ebd.).²⁹

Nicht ‚politisch‘ zu sein ist ein Anspruch humanitärer Organisationen, dessen Zutreffen inzwischen einige Autor_innen infrage stellen. Michel Agier argumentiert beispielsweise, dass humanitäre Praxis *on the ground* politisch ist: Ungleichheit und Macht spielen auch in Flüchtlingslagern eine Rolle und wer (im Namen der Flüchtlinge) sprechen darf und wer nicht, ist auch in diesem Kontext eine politische Entscheidung. Insofern müsse der Zusammenhang von Humanitarismus und Politik neu gedacht werden (Agier 2010: 42). Auch Fast weist darauf hin, dass humanitäre Hilfe das ökonomische Gleichgewicht vor Ort beeinflusst und über Ressourcen und Werte verfügt, die andere gern hätten (Fast 2014: 106). In der humanitären Kernaufgabe sei ein entscheidender Unsicherheitsfaktor bereits angelegt: „In fulfilling their mandate to provide assistance, aid agencies often interfere with the winners and losers in conflict settings and with the economic agendas of war and insecure environments [...] [they] introduce new resources and assets that can provide tempting and valuable targets“ (ebd.). Desweiteren ist die Beziehung zwischen Helfern und ‚Geholfenen‘ ein wesentlicher Bezugspunkt für das Selbstverständnis von humanitären Akteuren. Volker Heins spricht von einer enormen „Kluft zwischen Opfern und Helfern“ (Heins 2004: 300). Er führt aus:

29 Unter humanitären Akteuren herrscht tatsächlich die Wahrnehmung, dass Mitarbeitende seit den 2000er Jahren in deutlich größerer Gefahr sind, angegriffen, entführt, verletzt oder getötet zu werden. Eine gängige Erklärung ist die (erzwungene) größere Nähe zu militärischen Akteuren bzw. die These, dass Konfliktparteien nicht mehr zwischen den unparteilichen, unabhängigen Nothilfeorganisationen und internationalen Konfliktparteien unterscheiden können. Diese Erklärungen seien „potent and persuasive, even if they also remain empirically unproven across time and location“, so Fast (2014: 91). Trotzdem seien sie zu Axiomen geworden, „constituting generally accepted social facts and obviating the need for closer scrutiny“ (ebd.).

„Die unüberwindbare Asymmetrie und die Undenkbarkeit des Rollentauschs zwischen humanitären Aktivisten und den Opfern komplexer Notlagen“ werde noch verschärft durch die „Entstehung eines regelrechten ‚humanitär-industriellen Komplexes‘, der inzwischen eigene Handelsmessen für Hilfsgüter und Logistik organisiert und große Bevölkerungskontingente an beliebigen Orten der Welt buchstäblich abspeisen kann“ (ebd.).

Heins stellt, wenn auch in mancher ironischen Note versteckt, hohe Ansprüche an humanitäre Helfer und EZ-Personal: Moralisch einwandfrei, um Gleichheit auf allen Ebenen bemüht, aus Altruismus sollen sie sich dem Feld anschließen, aber bitte keinen persönlichen Nutzen, keine Karriere im Sinn haben, so scheint es. Dazu passt Larissa Fast's Feststellung, dass Stereotype die Bilder von Nothelfenden prägen: Während die einen Heilige oder selbstlose Helden sehen, die Leib und Leben riskieren um anderen zu helfen, sehen die anderen eigennützige Neokolonialisten, die von der Misere der Armen und Verletzlichen profitieren. Beide Stereotype, so Fast, haben wie immer, wahre Wurzeln, sehen aber wie so oft darüber hinweg, dass auch Nothelfer gewöhnliche Menschen sind (Fast 2014: 129).

Dem Wunsch nach Gleichheit mit *Beneficiaries*, der nicht nur aus derlei Berufsbeschreibungen, sondern auch aus Debatten um Zusammenarbeit und Partnerschaftlichkeit in der humanitären Hilfe spricht, erteilt Mary Anderson eine deutliche Absage. Anstatt – wie es der Trend ist – möglichst partizipative Programme zu fahren, maximale Verantwortung an Hilfsempfänger abzugeben und basisdemokratisch entscheiden zu lassen (und so die strukturell und systematisch bedingte Ungleichheit zu verschleiern), sei es deutlich angemessener, unabwendbare Ungleichheit zu akzeptieren, ja sogar transparent zu machen und sich an Beziehungen zu orientieren (Anderson 2000: 496-497).

Organisationsinterne Sozialisationsprozesse, das heißt, wie neue Mitarbeitende integriert und Berufsbilder in der Entwicklungszusammenarbeit oder humanitären Hilfe geprägt werden, sind im Gegensatz zur Sozialisation von Soldaten bislang kein Forschungsthema.

Insgesamt sehe ich auch in der Nothilfe eine Vielfalt an Begriffen und umstrittenen Zuschreibungen – unpolitisch vs. stets politisch, heldenhaft selbstlos oder opportunistisch karrieristisch, unabhängig von oder angebunden an militärische Akteure ... Entsprechend möchte ich mit meiner Arbeit einen Einblick in die Erfahrungen von Nothelfer_innen ermöglichen und mit einzelnen Foki auf das Arbeitsfeld inklusive der Zuständigkeiten, Problembereiche und Spannungen auch zu der Frage beitragen, inwiefern die erwähnten Zuschreibungen sich in der Empirie wiederfinden. Für meine Interviews heißt das zu beobachten, wie sich der/die Einzelne zwischen Humanitarismus und Politik, zwischen ‚Heldentum‘ und ‚Neokolonialismus‘ verortet und welchen Einfluss das gestiegene Gefühl von Gefährdung auf das eigene Rollenverständnis hat.

2.2.5 So verschieden und doch so gleich? Ähnlichkeiten von Intervenierenden

Insgesamt zeigt sich in den wissenschaftlichen Diskursen zu beruflichen Identitäten, dass die übliche Unterscheidung zwischen ‚zivilen‘ und ‚militärischen‘ Akteuren mitsamt der Annahme, beide hätten jeweils klar unterscheidbare Deutungs- und Handlungsmuster, grundverschiedene Sichtweisen und gänzlich andere Motivationen, so nicht ganz greift. Hier und da verwischen die so oft betonten Unterschiede zwischen Entwicklungszusammenarbeit, humanitärer Hilfe und militärisch gestützten UN-Missionen – im Alltag vor Ort, im Selbstverständnis, im Blick auf die Zielgruppen.

So bescheinigen sowohl Schetter (2010) als auch Duffield (2010) Entwicklungsakteuren ähnliche Deutungsmuster wie dem Militär. Beide, so Schetter, seien vom gleichen, treuhänderischen Habitus geprägt: Sie handelten aufgrund der Annahme, dass eine eigenständige Problemlösung im Land selbst unerwartbar und damit ein Einschreiten Dritter als notwendig legitimiert sei (Schetter 2010). Dabei reproduziere diese Praxis paternalistische Machtstrukturen. Betroffene von Entwicklungsprozessen blieben so Objekte externer Akteure. Auch Didier Fassin und Mariella Pandolfi argumentieren, dass sowohl militärische als auch humanitäre Interventionen als Herrschaftsform und dauerhafter Ausnahmezustand verstanden werden können, und stellen strukturelle Ähnlichkeiten zwischen Nothilfe und Militär fest:

„Beyond the differences between humanitarian actors and the military that the aid organizations insistently highlight, the two sides come together on the same scene [...] Both military and the humanitarian actors share the temporality of emergency, both reject the sovereignty of states in the name of a higher moral order, and both are thus similarly engaged with extralegality and extraterritoriality, justified, in their view, by the legitimacy of their actions and the mobility of their sovereignty. [...] It is this reality that leads increasing numbers of belligerents, in some regions of the world, such as Afghanistan, Chechnya, Sri Lanka, and Sudan, to make no distinction between these actors, or at least to construe aid workers as characters among others on the war stage.“ (Fassin/Pandolfi 2010: 15)

Auch Duffield stellt eine Annäherung zwischen militärischem Sicherheitsdenken und dem Habitus von zivilen UN-Missionen fest (Duffield 2010). Er konstatiert, dass sich die Beschreibung humanitär Tätiger vom sich aufopfernden, bescheidenen, in die Gastkultur eintauchenden, intrinsisch motivierten und autonom agierenden freiwilligen Helfer der 1960er und 1970er Jahre zu einem heute räumlich und innerlich von der Zielgruppe distanzierenden, an weltweit standardisierten Sicherheitsprozedere orientierten, infantilisierten UN-Mitarbeiter entwickelt habe (ebd.:

462-464). Dies manifestiere sich auch in den „fortified aid compounds“ (den befestigten Anlagen der Hilfsorganisationen), in denen UN-Mitarbeiter hinter meterhohen Mauern, Stacheldraht und doppelten Zugangstoren vor (Anschlägen) der lokalen Bevölkerung geschützt sind (ebd.: 464).

In der wissenschaftlichen Analyse von Interventionspraxis (ob als Praxis der Nothilfe, der Entwicklungszusammenarbeit, der militärischen Intervention, von Friedensmissionen) haben bislang weder die sinnlichen Dimensionen der Interventionserfahrung noch die Körperlichkeit von Intervenierenden und die darüber hinaus gehende physische Umgebung eine große Rolle spielt.³⁰ Hannah Hacker ist mit ihrem „Ausbruch in Schweiß. Erinnerungen an Körper in Entwicklungshelfer_innen-Memoiren“ (2012) eine Ausnahme in der EZ-Literatur. Explizite raumsoziologische Bezüge finden sich beispielsweise in den Analysen humanitärer Praxis von Karen Büscher und Koen Vlassenroot (2010), Mark Duffield (2010) und Lisa Smirl (2015). Öfter finden materielle Aspekte eher am Rande Erwähnung, ohne großartig theoretisch eingebettet oder wirklich eingehend analysiert zu werden.³¹ Dabei spielt jede dieser Formen eine wesentliche Rolle in der Entwicklung und Gestaltung von Interventionspraxis, hinterlassen doch räumliche Strukturen und Materialitäten Eindrücke, prägen Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie Interaktion.³² Entsprechend wird zu beobachten sein, welche Rolle Räume, Strukturen und Objekte für die Erfahrungen und Deutungen von Intervenierenden spielen.

2.3 SCHLUSSFOLGERUNGEN AUS DER VERORTUNG IM DISKURS

Nach den Selbst- und Fremdpositionierungen verschiedener Intervenierender zu fragen bedeutet auch, den Gemeinsamkeiten und Widersprüchen nachzugehen, die von den hier vorgestellten wissenschaftlichen Diskursen beschrieben werden. Diese Form der subjektorientierten Forschung, die ihr Augenmerk auf die Eigenlogik des Forschungsgegenstandes und die aktive Auseinandersetzung, Bearbeitung und Konstruktion Einzelner mit der Welt legt, lohnt sich, weil es deren Selbstverständnisse und Positionierungen, deren Wahrnehmungs- und Deutungsmuster sind, die in Interventionssituationen handlungsmächtig werden. Das haben vor allem soziolo-

30 In der populären Erlebnisliteratur werden diese regelmäßig angesprochen (siehe z. B. Cain/Postlewait/Thomson 2006) – ein weiterer Hinweis auf ihre Relevanz für die Praxis.

31 Siehe z. B. Marriage 2006, Roth 2006, Redfield 2010a; Koddenbrock 2012, Fast 2014.

32 Das legt auch der Symbolische Interaktionismus als sozialtheoretischer Hintergrund dieser Arbeit nahe, der in Kapitel 3 ausführlich beschrieben wird.

gisch und sozialwissenschaftlich Forschende mithilfe des Begriffs „Interventionskultur“ überzeugend argumentiert.

Die Selbst- und Fremdpositionierungen näher zu betrachten und zu hinterfragen lohnt sich nicht nur, es ist auch notwendig. Denn es ist bei weitem nicht so klar umrissen, wie man annehmen könnte, wie die – auch in diesem Kapitel aufgegriffene – Unterscheidung anhand von Berufsfeldern suggeriert, wer diese Intervenierenden eigentlich sind, die mit unterschiedlichen Agenden in Konfliktregionen reisen und woran sich ihre Erfahrungen und Deutungsmuster festmachen. Ähnlich lassen die heftigen, emotionalen Debatten um als falsch empfundene Zuschreibungen vermuten, dass Akteure sich unverstanden fühlen, dass bisherige Rollenbilder nicht mehr greifen oder aber die Realität nicht in ihren wesentlichen Merkmalen abbilden. Zudem ist es an der Zeit, bislang in Wissenschaft und Praxis gängige Akteursunterscheidungen wie etwa ‚zivil‘ und ‚militärisch‘ auf ihre Konnotationen und Zuschreibungen hin zu befragen und Akteursbegriffe, Akteursbilder neu zu füllen bzw. neue zu finden – auch deshalb, weil dies die Grundlage ist, um im Gespräch zu bleiben über Zuständigkeiten, Machtstrukturen, Abhängigkeiten, Kooperationen.

Im folgenden Kapitel werde ich die sozialtheoretischen Annahmen beschreiben, die meiner Forschung zugrunde liegen. Sie speisen sich vor allem aus dem Symbolischen Interaktionismus und schließen damit nicht nur an die klassische *Grounded Theory* nach Anselm Strauss an, sondern machen auch noch einmal die hier vorgenommene Verortung des Projekts im wissenschaftlichen Diskurs plausibel.